

Leseprobe aus:

Brad Kelln

Die Bibel der Toten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

TEIL I



DREIZEHN JAHRE ZUVOR

Benicio Valori atmete tief durch und ließ seinen Blick über die kleine Anzahl von Zuhörern schweifen, die sich im Hörsaal der Psychologischen Fakultät der Columbia University eingefunden hatten. Er erkannte etwa zwanzig Studenten und Fakultätsmitglieder, entdeckte aber auch eine Reihe fremder Gesichter. Bevor er mit seinem Vortrag begann, hielt er Ausschau nach seiner Freundin, Jenna Dodgson. Die helle Beleuchtung des Hörsaals glänzte in ihrem rabenschwarzen Haar, und auf ihrem Gesicht lag ein Lächeln. Mein Gott, wie er diese Grübchen liebte. Sie saß in der hintersten Reihe neben Benicios bestem Freund, Jake Tunnel, ebenfalls Psychologieabsolvent. Jake und Jenna hatten Benicio schon mehrfach zugehört, als er seinen Vortrag einstudierte. Trotzdem saßen sie auch jetzt hier im Hörsaal und zeigten ihm damit ihre Unterstützung. Es würde schon alles gutgehen, da war er sich sicher – also räusperte er sich und fing an, seine Dissertation zu erläutern. Seine Stimme verriet einen schwachen Akzent seiner italienischen Muttersprache.

Benicio wusste, seine Worte würden im Hörsaal einschlagen wie eine Bombe – besonders bei den gläubigen Juden und Christen unter den Zuhörern. «In keinem anderen Bereich

zeigt sich der Einfluss der mythologischen Überlieferung auf die Sitten und Gebräuche organisierter Gruppen vergleichbar stark wie in der Religion», begann er langsam und deutlich. «Schon immer waren es Mythen und Geschichten, welche zur Sicherung und Rechtfertigung gesellschaftlicher Ordnung herangezogen wurden. Im Buch Genesis beispielsweise findet sich eine Erzählung über Engel, die auf die Erde kamen und mit Menschenfrauen Kinder zeugten. Ihre Nachkommen nannte man die *Nephilim* oder auch die *Riesen*.»

Benicio hörte ungläubiges Gemurmel im Publikum. Dann warf ein bärtiger Mann ein: «Ich bin Lutheraner und habe fünfzehn Jahre lang in der Sonntagsschule unterrichtet. Aber so etwas Lächerliches habe ich noch nie gehört.»

«Aber es stimmt», entgegnete Benicio. «Buch Genesis, 6. Kapitel, Vers 4: «In jenen Tagen gab es auf der Erde die Riesen, und auch später noch, nachdem sich die Gottessöhne mit den Menschentöchtern eingelassen und diese ihnen Kinder geboren hatten.»»

«Lächerlich», wiederholte der bärtige Mann.

Benicio nickte. «Ich stimme Ihnen zu. Die Geschichte ist ein Sinnbild – und die Bibel ist voll davon. Diese symbolischen Geschichten waren zu keiner Zeit dazu gedacht, wörtlich ausgelegt zu werden. Die Menschen sollten darüber sprechen, diskutieren und nachdenken. Unglücklicherweise haben institutionalisierte Religionen solche Allegorien und Mythen vielfach wörtlich interpretiert. Noch heute gibt es einige religiöse Gruppierungen, die nach wie vor starr daran festhalten, die Welt sei in sieben Tagen erschaffen worden.»

Er hielt kurz inne und wartete auf weitere Kommentare oder Fragen aus dem Publikum. Da keine folgten, fuhr er fort. «Vielleicht sollte ich Ihnen den Hintergrund dieser Geschichte noch etwas näher erläutern. Die Engel, von denen hier die Rede ist, gehören einer besonderen Gruppe von Him-

melswesen an, die als Grigori bezeichnet werden – was sich mit «die Schweigsamen» übersetzen lässt. Sie wurden von Gott auf die Erde gesandt, um über die ersten Menschen zu wachen. Doch die Grigori brachen zwei wichtige Regeln. Zum einen lehrten sie die Menschen Geheimwissen aus dem himmlischen Reich wie Kräuterkunde, Astrologie, Zauberei und Weissagung. Gott hatte jedoch nie beabsichtigt, dass die Menschen diese Geheimnisse erfahren sollten, und der Verrat der Grigori erzürnte ihn. Zum anderen begannen die Grigori, die Frauen der Menschen zu begehren. Sie gaben diesem Begehren schließlich nach, und als Nachkommen wurden die Nephilim – halb Engel und halb Mensch – geboren.

Der Bibel nach betrachtete Gott diese Verbindung zwischen Engeln und Menschenfrauen mit Abscheu und die daraus hervorgegangenen Nachkommen als Missgeburten, als Monster. Er verstieß die Grigori für alle Zeiten aus dem Himmel und wandte sich auch von ihren Nachkommen ab. Er verfluchte sie, und sie wurden zu seelenlosen körperlichen Hüllen, dazu verdammt, allmählich auszusterben. So rächte sich Gott für diesen Frevel an seiner Schöpfung – die gefallenen Engel verstieß er aus dem Himmel, ihre Nachkommen, die Nephilim, verdammt er zum Aussterben, und die Menschen strafte er mit Sterblichkeit, damit alle Spuren jenes Wissens, das die Grigori die Menschen gelehrt hatten, getilgt würden. Die Geheimnisse des himmlischen Reiches waren nun wieder verborgen.»

Benicio lächelte, dann fuhr er fort: «Die Bibel steckt voller phantastischer Geschichten. Mythen, die nie dazu gedacht waren, wörtlich genommen zu werden. Doch schon bald setzte die Kirche diese Mythen dazu ein, einige ihrer grausamsten Entscheidungen zu rechtfertigen. Im Mittelalter gab es Kirchenvertreter, die verkündeten, die Lepra sei ein Zeichen der direkten Abkunft von den Nephilim. So konnte die

Ausgrenzung der Aussätzigen gerechtfertigt werden – schließlich hatte Gott die Nephilim verdammt. Das Wort *Nephilim* wurde manchmal sogar mit *die Toten* übersetzt.

Eine unmittelbare Folge dieser Auslegung waren die sogenannten Trennungsmessen – eine religiöse Zeremonie, bei der ein Leprakranker von der Gemeinschaft ausgeschlossen wurde. Da man glaubte, die Nephilim seien eigentlich Tote, verfügten die kirchlichen Autoritäten mancherorts, dass der Aussätzige während der Trennungsmesse in einem offenen Grab stehen sollte. Sobald dieser für tot erklärt war, beschlagnahmte die Kirche zumeist seinen weltlichen Besitz. Keine besonders uneigennützig Praxis – wie sich versteht.» Benicio legte eine Pause ein, und sein Blick traf sich mit dem von Jenna. Sie lächelte. Und er war sich sicher, er würde sie bald heiraten.

«Wir wissen heute: Lepra ist eine Infektionskrankheit – und nicht etwa ein Hinweis darauf, dass ein Erkrankter von den Nephilim abstammt. Die Nephilim und die Geschichte, dass Engel in grauer Vorzeit Nachkommen mit Frauen zeugten, sind selbstverständlich nichts weiter als ein Mythos. Die Kirche benutzte ihn jedoch, um ihre eigenen Ziele zu verfolgen – um den Umgang mit Aussätzigen zu regeln und das Vermögen der Betroffenen an sich zu bringen. Die psychologische Wirkung einer wörtlichen Deutung von Mythen ist enorm. Und tatsächlich ist unsere Welt voller Mythen, die wir für real halten, und diese Deutung bestimmt unser Selbstverständnis auf kaum zu unterschätzende Weise . . .»

Während Benicio die besonderen Details seiner Arbeit über Mythologie und Selbstwahrnehmung weiter ausführte, saß Kardinal Sebastián Herrero y Espinosa in einer der hintersten Reihen des Hörsaals und fühlte sich in seiner Zivilkleidung fremd. Er beschloss, dass er genug gehört hatte, und verschwand leise durch eine Seitentür. Er würde sich bald bei

dem jungen Wissenschaftler melden. Für ihn stand es außer Frage: Benicio Valori würde in den Dienst der heiligen Kirche treten.

II

GEGENWART

Father Robert McCallum holte tief Luft, als er am Donnerstagmorgen seine Bibliothek betrat. Dass es sich um *seine* Bibliothek handelte, war ein Gefühl, das er ihr gegenüber in den ganzen zweiundzwanzig Jahren, die er in New Haven lebte, empfunden hatte. Er sog den leicht muffigen Geruch – ein seltsames Gemisch aus Staub und alten Büchern – in seine Lungen ein. Ein Geruch, der typisch war für die Beinecke-Bibliothek, in der sich die Sammlung kostbarer Bücher der Yale University befand.

Die Beinecke-Bibliothek, 1963 von dem Architekten Gordon Bunshaft erbaut, war ein imposantes Gebäude, das mehr als 160 000 seltene Bücher und Manuskripte auf sechs Ebenen beherbergte. Ein einzigartiges bauliches Merkmal der Anlage war ein riesiger gläserner Innenhof in der Mitte des Haupthauses, der jede Bibliothekenebene mit natürlichem Licht durchflutete. Der erste Stock beherbergte Folianten und Manuskripte, die im Rotationsverfahren in klimatisierten Ausstellungsräumen der Öffentlichkeit präsentiert wurden. Die anderen fünf Stockwerke boten Raum für Sammlungen mit literarischen, theologischen, historischen und naturwissenschaftlichen Werken.

Father McCallum wusste, dass er jeden Tag seines Lebens damit zubringen könnte, diese unschätzbar wertvollen Manuskripte zu erforschen – darunter einige der schönsten Bücher, die jemals geschaffen wurden –, und er hätte damit doch nicht einmal an der Oberfläche des Ganzen gekratzt. Er fühlte sich geehrt, dass die heilige Kirche ihm hier eine Aufgabe zugewiesen hatte.

«Hallo, Mr. McCallum!»

Father McCallum blickte hinüber und lächelte den jungen Bibliotheksaufseher freundlich an. Keiner nannte ihn hier «Father» – er trug nie seinen Priesterkragen. Bei den Wachleuten tauchten ständig neue Gesichter auf, und er konnte sich nicht alle ihre Namen merken. Aber das war eigentlich auch nicht überraschend, schließlich ging er schon auf die sechzig zu. Sein Namengedächtnis ließ allmählich nach, daher beschränkte er sich meist auf ein freundliches Nicken.

Wie jeden Morgen ging er geradewegs in sein eigenes Büro. Selbst nach all diesen Jahren fühlte er sich immer noch wie ein Spion, wenn er die Bibliothek betrat. Keiner wusste, dass er in geheimer Mission des Vatikans hier arbeitete und seine Anweisungen direkt aus Rom erhielt.

Auf dem Weg zu seinem Büro versuchte er sich zu zügeln und ließ seinen liebevollen Blick nur über einige der sechs Meter hohen Regalwände schweifen, damit er nicht abgelenkt wurde und den ganzen Tag damit verbrachte, eine einzelne Regalreihe zu durchstöbern. Er steuerte auf eine Ecke im hinteren Gebäudeteil zu, gab an einer Tür eine Zahlenkombination ein und trat in ein Treppenhaus. Dort stieg er hinunter in das Labyrinth kleiner Arbeitsräume im Kellergeschoss. Als Bereichsarchivar der Abteilung Antike Bücher und Manuskripte hatte er einen Anspruch auf ein eigenes Büro, worauf er allerdings fünfzehn Jahre hatte warten müssen, denn es gab mehr Archive als Arbeitsräume. Und erst nach langer

Dienstzeit stand einem hier ein Platz zum Aufhängen seines Mantels zu.

Er öffnete behutsam seine Bürotür, damit sie nicht gegen seinen Bücherschrank stieß, und manövrierte seinen ausladenden Bauch vorsichtig an einem Stapel Unterlagen am Schreibtischrand vorbei. Nachdem er diese Übung hinter sich gebracht und es in den winzigen Raum geschafft hatte, schloss er die Tür und hängte seinen Mantel an den Haken auf der Rückseite. Er konnte sich hier kaum umdrehen, ohne den Schrank oder aber den Schreibtisch zu berühren. Er beugte sich über den Schreibtisch und blickte auf sein Telefon. Der Anrufbeantworter blinkte nicht. *Keiner liebt mich*, dachte Father McCallum schmunzelnd. Mit einem Stirnrunzeln streifte sein Blick das batteriebetriebene Funkgerät. In den drei Jahren, in denen er es besaß, hatte er es nur ein einziges Mal bei sich getragen. Es hatte zu piepsen angefangen und er nicht herausfinden können, was er tun musste, um zu antworten. Seitdem stand es nutzlos auf seinem Schreibtisch. Er verließ das Büro, schloss sorgfältig die Tür hinter sich ab und begann seine *eigentliche* Arbeit.

Seine geheime Mission in der Bibliothek war einfach: das Voynich-Manuskript bewachen. Das 500 Jahre alte Buch war 1912 entdeckt worden, und seither war es niemand gelungen, auch nur ein einziges Wort seiner über 230 Seiten zu übersetzen. Experten hatten die Sprache analysiert und bestätigt, dass ihr tatsächlich eine Struktur zugrunde lag. Sie hatten nachgewiesen, dass das Buch in einer unbekanntenen Sprache geschrieben oder so ausgefeilt verschlüsselt war, dass nicht einmal die leistungsfähigsten Computer es dechiffrieren konnten. Der Vatikan hatte lange Zeit die Auffassung vertreten, es sei von einzigartiger religiöser Bedeutung, und zu allen Tages- und Nachtzeiten einen Bewacher dafür abgestellt. Der wahre Grund für die Sorge der Oberen in Rom war Father

McCallum nie dargelegt worden, und er fragte auch nicht nach. Er verstand seine Aufgabe, und das war alles, was ein Diener des Herrn zu wissen brauchte. Neugierig war er dennoch gewesen, daher hatte er sich ausgiebig über die Geschichte des Buches informiert. Er wusste, dass ein Antiquar aus New York mit dem Namen H. P. Kraus es 1969 der Yale University gestiftet hatte und dass es seither meist in einer versiegelten Vitrine in der Bibliothek ausgestellt worden war. Gelegentlich wurde es von Kryptologen und Historikern mit größter Vorsicht untersucht, doch auch diese nahmen dazu nur selten das Manuskript selbst zur Hand: Sie verwendeten die Kopien auf Mikrofilm oder in der Onlinedatenbank, die von jeder einzelnen Seite des Manuskripts angefertigt worden waren und jedem offenstanden. Father McCallum fragte sich oft, welchen Sinn es wohl hatte, das Manuskript derart streng zu bewachen, wenn sein Inhalt öffentlich zugänglich war. Einmal hatte er seinen ganzen Mut zusammengenommen und seinen obersten Vorgesetzten, den Kardinalpräfekt, danach gefragt. «Der Tag wird kommen, an dem Augen auf dieses Manuskript blicken – und es lesen werden», hatte ihm dieser geantwortet. Und Father McCallum hatte es als Antwort akzeptiert. Es stand ihm nicht zu, die ihm übertragene Aufgabe infrage zu stellen.

Er ging nach oben ins Hauptgeschoss und stattete dem Voinich-Saal einen Besuch ab. Das war jeden Morgen seine erste Station, sobald er seinen Mantel abgelegt hatte. Er musste sich vergewissern, dass das Buch über Nacht unangetastet geblieben war, und überprüfte die Zeitpläne der Führungen für Besuchergruppen, um zu sehen, wer zur Besichtigung kommen würde. Anschließend sah er in der Bibliothek nach, was es zu tun gab. An manchen Tagen katalogisierte er Büchersammlungen oder stellte Literaturlisten für das akademische Lehrpersonal von Yale und anderen Universitäten zusammen.